

Anke und Robert Bär

REIS



MOMENTE

Mit Rucksack und
offenen Augen
durch Asien

Anke und Robert Bär

Reismomente

Mit Rucksack und offenen Augen durch Asien

Veröffentlicht im Oktober 2015
über epubli GmbH, Berlin

Reismomente

Anke und Robert Bär

Copyright: © 2015 Anke Bär, Robert Bär

Verlag: epubli GmbH, Berlin, www.epubli.de

ISBN 978-3-7375-6809-8

www.reisefiebaer.de

Die Namen aller im Buch vorkommenden Personen wurden geändert, um ihre Privatsphäre zu schützen.

Inhalt

Prolog	7
3. November 2013, Frankfurt – Colombo	7
Zeit zu gehen (Deutschland)	13
Im März 2013, Obertshausen	13
Im April 2013, Dreieich	15
Im Mai 2013, Mühlheim	19
Im Juni 2013, Obertshausen	23
Im Oktober 2013, Langen	28
Incredible India (Indien)	33
3. November 2013, Delhi	33
4. November 2013, Delhi – Agra	41
Nachgedacht: Ankommen	52
10. November 2013, Pushkar	53
Nachgedacht: Auswandern auf Zeit	60
15. November 2013, Udaipur	62
Nachgedacht: Lebensmittelqualität	75
19. November 2013, Jodhpur	77
Nachgedacht: Angst	93
21. November 2013, Jaisalmer	95
Nachgedacht: Lebenswege	111

24. November 2013, Bikaner – Mandawa	112
Nachgedacht: Sicherheit	120
27. November 2013, Delhi – Rishikesh	121
Nachgedacht: Glaube	135
Same same but different (Thailand)	137
4. Dezember 2013, Bangkok	137
Nachgedacht: Glück	154
9. Dezember 2013, Sukothai	155
Nachgedacht: Lernen	162
11. Dezember 2013, Sukothai – Chiang Mai	163
Nachgedacht: Planen	176
15. Dezember 2013, Chiang Rai	177
Nachgedacht: Grenzerfahrung	202
19. Dezember 2013, Chiang Rai	203
Nachgedacht: Lebenswege	216
22. Dezember 2013, Chiang Rai	217
Nachgedacht: Verschenken	232
26. Dezember 2013, Chiang Rai	233
Sieben Stunden früher, Chiang Rai – Chiang Khong	246
Nachgedacht: Vorurteile	285

In Buddhas Gärten (Laos)	287
1. Januar 2014, Huay Xai – Luang Prabang	287
Nachgedacht: Altersbeschränkung	317
7. Januar 2014, Nong Kiao – Muang Ngoi Kao	318
Nachgedacht: Umfeld	339
15. Januar 2014, Oudomxay – Luang Prabang	340
Nachgedacht: Leben in der Fremde	363
21. Januar 2014, Luang Prabang – Vang Vieng – Vientiane	364
Nachgedacht: Bedürfnisse	393
7. Februar 2014, Pakse – Tad Lo	394
Nachgedacht: Helfen	403
11. Februar 2014, Pakse – Don Det	404
Danksagung	418

Prolog

3. November 2013, Frankfurt – Colombo

Anke

Ich stecke mir die unbequemen Kopfhörer in die Ohren und schalte den kleinen Bildschirm vor mir an. Es dauert einen Moment, bis die ersten Bilder erscheinen. Dunkelhäutige Menschen winden sich in einem undefinierbaren Knäuel von Gliedmaßen auf dem Boden. Sie schreien sich in einer fremden Sprache an. *Vielleicht Indisch? Oder Singhalesisch?* Ich zappe weiter durch turtelnde Pärchen und tanzende Frauen, bis ich den ersten und einzigen englischen Kanal entdecke. Er zeigt *Monster Uni*. Leider entspricht die Qualität einem im Kino mitgeschnittenen Film, und so schalte ich weiter bis zur Flugkarte. Gerade noch erkenne ich Frankfurt, bevor es ganz aus der Anzeige verschwindet.

Frankfurt, unser Zuhause.

Meine Gedanken schweiften zurück zu den letzten Tagen und Wochen in unserer Heimat. Mein Mann Robs und ich sind umgezogen, haben noch die fehlende Ausrüstung gekauft und alle wichtigen Freunde und Verwandten getroffen. Vorher wusste ich gar nicht, wie viele das tatsächlich sind. Seit zwei Wochen standen wir jeden Abend vor einer anderen Haustür, um uns zu verabschieden und gut gemeinte Ratschläge abzuholen. Zum Flughafen wurden wir von einer Traube lieber Menschen begleitet, die uns alle noch ein letztes Mal drücken wollten, einen kleinen Glücksbringer in die Tasche schoben und tränenreich

winkten. Jetzt sind sie wieder zurück in ihrem Alltag und leben einige Zeit ohne uns.

Während wir auf dem Weg in unser großes Abenteuer sind, stelle ich ungläubig fest und schalte den Bildschirm wieder aus. Ich zücke das Hochglanzmagazin von Sri Lankan Airlines und blättere mich durch traumhafte Aufnahmen von grünen Hügellandschaften. Die Teefeldern von Nuwara Eliya, lese ich verzückt. Wahnsinn, was diese kleine Insel alles zu bieten hat: dichte Regenwälder, idyllische Strände und sogar trockene Steppen mit Elefanten! Schade, dass wir Sri Lanka nur als Zwischenstopp nutzen.

Nach zehn Stunden parkt uns die Maschine am Flughafen der Hauptstadt Colombo. Müde und erschöpft betreten wir die Wartehalle, die uns mit feucht-warmer Luft begrüßt. Die Klimaanlage scheint den Kampf gegen die Hitze zu verlieren. Durch ein großes Panoramafenster werfe ich einen Blick nach draußen. Palmen wiegen sich sachte im Wind, als wollten sie uns zum Hierbleiben überreden.

Meine Aufmerksamkeit wird jedoch schnell wieder ins Innere der Halle gezogen, in der kleine Souvenirgeschäfte um unsere Gunst werben. Farbenfrohe Stoffe, geschnitzte hinduistische Gottheiten und exotische Gewürze laden zum Stöbern ein. Kaffeebraune Einheimische sitzen dahinter und bäugeln uns Touristen interessiert.

Wir schlendern ein Stück zwischen den ausgebreiteten Waren umher, bis Robs ein modernes Café entdeckt. *Oh ja, das ist jetzt genau das Richtige*, denke ich und lasse mich an einem kleinen Metalltisch nieder. Eine Tasse Cappuccino erreicht uns kurz darauf, zusammen mit der Rechnung. *Ziemlich teuer für ein wenig Pulver mit aufgeschäumter*

Milch, geht es mir durch den Kopf. *Aber wenigstens gibt es das WLAN-Passwort gratis dazu.* Wir werden diesen Kauf nicht bereuen.

Während sich ein cremiges Aroma in meinem Mund ausbreitet, spüre ich, wie mein Körper sich entspannt. Ich fühle mich wohl in diesem Café mit seinen runden Bistrotischen und den weißen Keramiktassen. Es vermittelt mir ein wohliges Gefühl der Vertrautheit, der Sicherheit. *Meine kleine Kaffee-Insel inmitten der asiatischen Fremde*, kommt es mir in den Sinn, und ich lasse meine Gedanken treiben.

Sie wandern hinüber aufs Festland, nach Indien. In ein paar Stunden werden wir dieses Land erreichen, das mich schon seit meiner Kindheit fasziniert. Besonders fiebere ich dem *Taj Mahal* entgegen. Sein Besuch steht auf meiner Liste von Orten, die ich im Leben einmal gesehen haben will. *Ein Gebäude nur aus Liebe erbaut* – der Traum einer jeden kleinen Prinzessin, so wie ich eine war. Auch bin ich auf all die leuchtenden Stoffe gespannt – getragen von hübschen Inderinnen mit silbernem Ohrschmuck und einem kleinen roten Punkt auf der Stirn.

Vom benachbarten Stand aus lachen mich bereits die ersten Saris an. *Allein auf Tischen ausgebreitet sehen sie fantastisch aus.* Der Verkäufer dahinter beobachtet mich intensiv. Ich kann seinen Blick nicht richtig deuten und fühle mich unbehaglich dabei. Ich spüre, dass Frauen in diesem Kulturkreis eine andere Stellung haben. Unvermittelt muss ich an die junge Inderin Jyoti Singh Pandey denken. Sie wurde vor fast einem Jahr Opfer einer Gruppenvergewaltigung und starb schließlich an ihren Verletzungen. Das Thema ging groß durch die Medien. Nur ein paar Monate später wurde eine Schweizerin ebenfalls in

Indien vergewaltigt. Touristinnen wurden seitdem gewarnt, dieses Land zu bereisen. Es ist nicht das beste Omen für unser erstes Reiseziel, aber wir haben uns nicht entmutigen lassen. Ich trinke den letzten Schluck Kaffee, der einen bitteren Nachgeschmack hinterlässt.

Nach einer guten Stunde erheben wir uns von unserer geliebten Kaffee-Insel und steuern auf das Gate zu. Obwohl wir den Transitbereich nicht verlassen haben, werden sowohl wir als auch unsere kleinen Rucksäcke durchleuchtet und unsere Pässe genauestens geprüft. Ein uniformierter Beamter blättert kritisch darin herum, bis er die Seiten findet, auf denen unsere indischen Visa kleben. Bereits vor vier Wochen haben wir sie in der Botschaft beantragt und dürfen damit nun bis zu sechs Monate durch Indien reisen. Wir planen jedoch nur vier bis sechs Wochen zu bleiben, je nachdem, wie gut es uns gefällt.

»Ihre Flugtickets, bitte«, fordert der indische Beamte meinen Mann auf.

Robs reicht ihm die Bordkarten, an denen auch unsere Gepäckscheine kleben.

»Den Ausreiseflug, bitte«, gibt er scharf zurück.

»Wir haben noch keinen. Den wollen wir spontan in Indien buchen«, antwortet Robs selbstsicher.

»Dann können Sie nicht nach Indien einreisen!« Der Kontrolleur behält unsere Pässe in der Hand und winkt den nächsten Reisenden zu sich.

Ich sehe Robs hilfeschend an. »Wie, wir können nicht nach Indien einreisen? Das hat uns keiner gesagt, dass wir einen Ausreiseflug brauchen! Was machen wir denn jetzt?« Ich denke an die Hotelreservierung und den bezahlten Fahrer, der am Flughafen Delhi auf uns warten soll. Panik steigt in mir auf.

Robs drängt sich unterdessen zurück in die Reihe und spricht den Kontrolleur an: »Reicht es nicht, wenn wir einen Flug in Indien buchen?«

»Nein, ohne Ausreiseticket nehme ich Sie nicht mit. Sie können hier in Sri Lanka einen Flug buchen. Draußen gibt es ein paar Reisebüros. Wir müssen Ihr Gepäck nur gleich ausladen, damit es ebenfalls hierbleibt.«

Okay, stopp, nein! So lassen wir unsere Reise nicht anfangen! Ich weigere mich, seine Abweisung hinzunehmen.

Auch Robs gibt nicht auf. »Und wenn wir schnell online einen Flug buchen, geht das?«

Der Beamte sieht auf die Uhr. »Fünf Minuten. Dann lasse ich das Gepäck ausladen.«

Wir hasten zur nächstgelegenen Sitzbank. Robs kramt unser kleines Notebook aus dem Rucksack und schaltet es an. Gemütlich fährt der Rechner hoch. Der Windows-Desktop erscheint. Robs prüft die Internetverbindung. Zum Glück reicht das WLAN-Signal des Cafés bis hier unten zum Gate. Es dauert gefühlte Minuten, bis die Sanduhr verschwindet und die Internetverbindung steht. Robs öffnet hastig den Browser und gibt die erste Billigflugadresse ein, die ihm einfällt.

»Gibst du mir bitte die Kreditkarte?« Sein Ton ist ruhig, doch der Schweiß steht ihm auf der Stirn. »Abflug in einem Monat? Vierter Dezember?«, fragt er und drückt auf die Tasten.

Ich werfe einen Seitenblick auf den Beamten. Er schaut mich fragend an. »Ja, ein Monat. Im schlimmsten Fall lassen wir ihn verfallen.«

Robs tippt die Daten der Kreditkarte ein. »Mist, diese Billigairline nimmt unsere Karte nicht an!« Seine Stimme klingt verzweifelt. »Der nächste Flug kostet das Doppelte.

Ist eine andere Airline, die aber hoffentlich unsere Karte akzeptiert. Der Preis ist egal, oder?«

»Ja, alles egal, Hauptsache, wir kommen in dieses Flugzeug rein«, antworte ich angespannt. Der Beamte wirft mir erneut einen Blick zu. Auch er wirkt langsam unruhig. Ich lächle mitleidssuchend. Sein Blick wandert auf die Uhr.

»*Final call for flight 195 to Delhi*«, ertönt eine Ansage.

Robs scheint nur so auf die Tasten zu hämmern. Schließlich klickt er auf *Buchen*. Ich schaue ihn fragend an. Keine Reaktion. Sein Blick ist angespannt auf das Display gerichtet.

Nach ein paar Sekunden nickt er erleichtert.

Wir hasten eilig zum Beamten, Robs mit geöffnetem Rucksack und ich mit dem Notebook in meinen Händen. Sehr kritisch betrachtet der Inder die Buchungsbestätigung. Er lässt mich das Dokument mehrmals hoch und wieder runterscrollen. *Als ob du es lesen könntest, ist doch alles in Deutsch*, denke ich verärgert.

Er nickt schließlich und gibt uns die Pässe sowie die Tickets mit den angeklebten Gepäckscheinen zurück.

»*Final call for flight 195 to Delhi*«, ertönt es erneut.

Wir rennen durch die Halle direkt in den wartenden Bus. Die Türen schließen sich hinter uns. Die Wartehalle ist leer. Wir waren die Letzten, aber wir sind drinnen.

»Willkommen auf der Reise«, entfährt es Robs mit einem Grinsen.

Zeit zu gehen

Deutschland

»Auch eine Reise von tausend Meilen
beginnt mit einem Schritt«

(Laotse, chinesischer Philosoph)

Im März 2013, Obertshausen

Robs

Heute wagen wir den ersten Schritt, denke ich entschlossen, als ich mit meiner Frau Anke aus der Tür unserer Mietswohnung trete. Es ist ein milder Sonntagnachmittag im März. Normalerweise würden uns die Sonnenstrahlen zu unserem typischen Spaziergang locken: Durch die leer gefegte Einkaufsstraße vor unserer Haustür, über die Autobahnbrücke und hinein ins bekannte Waldstück. Doch heute schlagen wir einen anderen Weg ein, der uns hoffentlich in eine vielversprechende Zukunft führt. Wir erkunden eine neue Wohngegend.

Um dem allgegenwärtigen Fluglärm zu entgehen, fahren wir ein Stück hinaus aufs Land. Der kleine Ort

Eppertshausen scheint für uns viele Vorteile zu vereinen: Er liegt in einer ruhigen Umgebung und dennoch in der Nähe von Frankfurt am Main. Unsere Arbeitsplätze sind nur einen Katzensprung entfernt, und als Ausgleich warten grüne Wiesen und tiefe Wälder. *Schauen wir doch mal, wie es sich hier so lebt*, denke ich gespannt und schlage die Autotür hinter mir zu.

Mein Blick fällt auf eine Neubausiedlung aus geklont wirkenden Reihenhäusern. Ihre winzigen Vorgärten begrüßen uns mit getrimmten Rosensträuchern, hölzernen Windmühlen und strahlenden Briefkästen. Kein Mensch ist zu sehen.

Einladend zieht uns ein kleiner Weg auf die Rückseite der Häuser. Wir schlendern an den Hintergärten vorbei und werfen neugierige Blicke in fremde Wohnzimmer. Hinter einem Panoramafenster sehe ich einen Jungen, der gebannt mit seinem Vater vor der Playstation sitzt. Seine Mutter bereitet nebenan das Abendessen vor.

»Ist doch eigentlich ganz schön hier«, äußert Anke bei diesem Anblick.

»Ja, das stimmt«, gebe ich zurück. »Es ist wirklich ruhig. Die Kinder können im Garten spielen. Oder im Wald. Eigentlich alles, was wir wollen, oder?«

»Mhm«, brummt sie zustimmend.

Wir laufen schweigend weiter und lugen beiläufig über die Hecken. *Ist das unsere Zukunft? Kurz gemähter Rasen? Weber-Grill? Garten-Laube?* Merkwürdigerweise spüre ich eine Verkrampfung in meinem Bauch.

»Ich bin mir gerade gar nicht sicher, ob es das ist, was ich will«, entfährt es mir plötzlich.

»Wie meinst du das?«, fragt Anke irritiert.

»Irgendwie fühlt es sich nicht gut an.«

»Eppertshausen oder Eigentum zu kaufen?«

»Beides«, gestehe ich mir überrascht ein. »Ich sehe uns beide im Garten sitzen, gefangen von unseren Schulden. Allein die Vorstellung daran erdrückt mich.«

»Ich weiß, was du meinst«, stimmt Anke mir zu. »Es wäre aber der nächste logische Schritt, oder? Mit 30 das Haus und dann das erste Kind?«

»Und wenn wir das gar nicht wollen?«

»Aber was denn sonst?«, fragt Anke perplex. »Wenn wir kein Eigentum möchten, wofür legen wir dann jeden Monat so viel Geld zurück?«

Ich schweige einen Moment und denke nach.

»Ich weiß es gar nicht«, gebe ich schließlich verdutzt zu.

Im April 2013, Dreieich

Anke

Schwungvoll öffnet sich die Haustür. Beate, meine Schwiegermutter, empfängt uns strahlend. Ein wenig neidisch stelle ich wieder einmal fest, von wem Robs sein hübsches Gesicht geerbt hat.

»Schön, dass ihr da seid«, lässt sie uns wissen und bitet uns freudig herein. Wir tauschen unsere Straßenschuhe gegen die bereitgestellten Pantoffeln und trippeln ins Wohnzimmer. Beate beginnt in der offenen Küche zu hantieren und dirigiert uns zu den nach Jahren eingespielten Sitzplätzen am gedeckten Esstisch. In seiner Mitte thront ein üppiger Hyazinthenstrauß, der den bevorstehenden Frühling ankündigt. Passend zu seinem leuchtenden Blau ist auch die Wohnung farblich dekoriert.

Robs' Stiefvater Peter erscheint auf der Terrasse. Gewissenhaft wechselt er seine Schuhe, bevor er fröhlich in die Wohnung tritt. Nach einer herzlichen Begrüßung eilt er seiner Frau zu Hilfe und startet den modernen Kaffeefullautomaten. Wieder einmal fällt mir auf, wie jung die beiden mit ihren gerade einmal fünfzig Jahren im Gegensatz zu meinen Eltern sind.

Auch ansonsten unterscheiden sich die familiären Hintergründe von Robs und mir: Ich bin in klassischen Strukturen aufgewachsen, gut behütet von Mama, Papa und zwei älteren Brüdern. Solange ich denken kann, bewohnten wir eine Doppelhaushälfte in einem kleinen Vorort von Frankfurt. Unsere Urlaube verbrachten wir meist in deutschen Ferienwohnungen. Meine Kindheit war unspektakulär, aber ich war glücklich.

Robs wuchs mit seiner Familie in der DDR auf. Kurz nach der Wende trennten sich seine Eltern, und er zog mit Beate und seinem jüngeren Bruder in den Westen. Die Ferien verbrachte er abwechselnd bei Mama oder Papa. Veränderungen sind seit jeher Bestandteil seines Lebens, mit denen er sich überraschend gut arrangiert hat.

Als sich der Duft von vier perfekten, immer gleich schmeckenden Latte Macchiatos über den Tisch verbreitet, nehmen auch Beate und Peter ihre Plätze ein. Serviert wird Erdbeerkuchen mit Sahne und dazu der übliche Small-Talk.

Eigentlich ist nicht wirklich was passiert, seit wir uns das letzte Mal gesehen haben, stelle ich ernüchtert fest, während ich die letzten Krümel meines Kuchenstücks aufsammle.

»Und wie läuft es bei euch auf der Arbeit?«, fragt Robs interessiert nach. Beide arbeiten im Vertrieb eines großen Pharmalieferanten und sind gleichermaßen unzufrieden.

Die Antwort kann ich dir auch geben, denke ich und schlürfe meinen Kaffee zu Ende.

»Wie immer derselbe Stress!«, antwortet Beate und hievt mir aufmerksam ein zweites Stück Kuchen auf den Teller. Peter eilt unterdessen zum Kaffeefullautomaten. Dieser schäumt schnurrend die Milch auf und presst sie dampfend in mein Glas.

»Unser Chef macht uns immer mehr Druck und will, dass wir die Verkäufe noch weiter steigern. Ich bin die nächsten drei Wochen jeden Tag auf Messe und Peter muss am Montag wieder nach Hamburg.«

Beates Worte kämpfen gegen das laute Rattern der Maschine an, die eine geröstete Portion Arabica-Bohnen mahlt.

»Jedes Jahr sollen die Umsätze gesteigert werden, obwohl alle wissen, dass wir schon jetzt hinterher sind.«

Die ersten Tropfen des Espressos tauchen in den Milchschaum ein. Es werden mehr, und sie verwandeln sich von einem kleinen Rinnsal in einen kräftigen Strahl.

»Und wie immer wird der Druck von oben an uns weiter gegeben. Wir bekommen von unserem Chef auf den Deckel, er von seinem und immer so weiter. Das macht doch keinen Spaß!«

Kurz bevor das Glas randvoll ist, kommt die Maschine mit einem erschöpften Rattern zum Stehen.

»Dazu kommt, dass wir weitere Stellen gestrichen bekommen, obwohl wir mit der Arbeit nicht mehr nachkommen. Keine Ahnung, wo das noch hingehen soll.«

Resigniert beendet Beate ihre Litanei, während mir Peter mein Glas reicht.

Es ist nicht das erste Mal, dass wir mit ihrem Arbeitsfrust konfrontiert werden. Wie so oft macht es mich traurig. Ich versinke in Gedanken und rühre dabei die sauber getrennten Schichten meines Latte Macchiato durcheinander. Eine braune Brühe entsteht. »Warum kündigt ihr nicht einfach?«, frage ich die beiden unvermittelt.

»Wir müssen die Wohnung abbezahlen«, lautet Beates logische und unumstößliche Antwort.

Doch ich lasse nicht locker. »Aber ihr könntet euch doch eine andere Stelle suchen?«

Sie überlegt kurz. »Ich würde woanders wahrscheinlich nicht mehr so viel Gehalt bekommen. Selbst bei meinem jetzigen weiß ich nicht, ob ich die Wohnung überhaupt bis zur Rente abbezahlen kann.« Eine Spur Angst schwingt in ihrer Stimme mit.

In diesem Moment wird mir zum ersten Mal der wahre Preis von Eigentum bewusst. Beate und Peter scheinen unglücklich mit ihrer Arbeit, benötigen aber das Geld, um ihre Wohnung abzubezahlen. Ich bin gerade froh, dass wir noch kein Eigentum besitzen.

»Und bei euch?«, wechselt Peter auffällig schnell das Thema.

»Ich habe die Woche ein neues Projekt angefangen«, beginnt Robs aus seinem Programmier-Alltag zu erzählen. Mir sind die Geschichten vertraut, und so vertilge ich mein Stück Kuchen, bis ich schließlich an der Reihe bin. Die Woche über haben meine Kitakinder wieder allerlei Blödsinn angestellt. Doch trotz der tollpatschigen Sophie und dem lustigen Lars bleibt die Stimmung den gesamten

Nachmittag über gedrückt. Mit einem komischen Gefühl verlassen wir Beate und Peter wieder.

Auf der Rückfahrt überlege ich, ob es nur meine Schwiegereltern sind, die sich von ihrer Arbeit gefangen nehmen lassen. *Nein, auch wir sind Sklaven unserer Jobs geworden*, muss ich mir ehrlich eingestehen.

Doch es war nicht immer so. Robs hatte seinen Traumjob kurzzeitig gefunden. Er wechselte von einer leicht angestaubten Firma zu einem jungen, motivierten Unternehmen. Sein gleichaltriger Chef schätzte Werte wie Flexibilität und Selbstbestimmtheit und lebte diese auch vor. Oft war ich neidisch auf Robs' flexible Arbeitszeiten und seine Homeoffice-Tage.

Warum müssen die besten Chefs nur immer gehen? Obwohl Robs unter der neuen Leitung noch dieselben Aufgaben hatte, änderten sich die Rahmenbedingungen schleichend. Die zuvor gelebten Werte wurden nicht mehr unterstützt. Zu Beginn hatte sich Robs noch in unzähligen Gesprächen dafür eingesetzt, doch erfolglos. Irgendwann schloss er sich schließlich resigniert dem Strom seiner Kollegen an.

Im Mai 2013, Mühlheim

Robs

Ehrwürdig ragt es vor mir in die Höhe, das stolze Werk meines Schwiegervaters aus dem Jahr 1988. Mit seinen bloßen Händen und sorgsam geführten Werkzeugen hat er etwas erschaffen, an dem wir noch immer unsere Freude haben: einen massiven Steingrill.

An diesem fröhlicher Abend lockt er uns in den grünen Garten meiner Schwiegereltern. Konzentriert stehe ich dort vor dem Grill, schichte ein paar Kohlebriketts auf und befeue den darunter versteckten Anzünder. Flammen schlagen aus der Konstruktion und schicken kleine Rauchwolken empor, die durch den Schornstein verschwinden. *Das wäre dann schon mal geschafft*, freue ich mich und wende mich dem Grillgut zu. Auf einer schmalen Ablage häufen sich die bunten Plastikverpackungen: in Kräutern eingelegtes Schwein, zarte Hühnerkeulen, blasse Tofuwürste und diverse Aluminiumkugeln, gefüllt mit Kartoffeln, Paprika oder sonstigem Gemüse. *Wahnsinn, wie viel Essen sich sechs Mann zutrauen!*

Freudig wende ich mich dem Tisch zu, um den sich unsere kleine Truppe niedergelassen hat. Sie ist genauso bunt gemischt wie das Grillgut: Am Kopf der Tafel thront mein bester Freund Adam, als Frontsänger seiner eigenen Band stilvoll in Lederjacke gekleidet. Zu seiner rechten Seite meine wundervolle Frau Anke in meinem abgewetzten Neuseelandpulli. Daneben ihr großer Bruder Marcel – ein schlanker, sportlicher Riese und begeisterter Autonarr. Gegenüber unsere Freundin Susanne mit ihrem Partner Andreas – sie eine gutherzige Romantikerin und er der pure Ausdruck von Männlichkeit.

»Für mich ist ein Auto auch ein Symbol«, teilt uns Frontsänger Adam mit. »Mein Einsler markiert für mich einen neuen Lebensabschnitt. Ich bin jetzt fast dreißig, fühle mich erwachsener und will das auch nach außen zeigen.«

»Aber dann doch lieber mit einem Cabrio«, schaltet sich Marcel selbstsicher ein. »Ich sag's euch, zum 33. Geburtstag muss ein A5 Cabrio her. Oh ja!« Er lässt

seine Bierflasche aufploppen und lehnt sich zufrieden zurück.

Ich kann mit diesem Thema nicht viel anfangen. Mein Ford Fiesta feiert nächstes Jahr seinen zehnten Geburtstag, und ich verspüre nicht den Drang, ihn durch ein *angemesseneres* Auto zu ersetzen. Das Geld könnte ich aufbringen, aber warum sollte ich? Der Fiesta ist sparsam, zuverlässig und passt in jede Parklücke.

Andreas ergreift das Wort. »In meiner neuen Position als Vertriebsleiter steht mir ein neuer Firmenwagen zu. Ich liebäugle mit einem Q7, damit ich vor meinen Kunden auch einen guten Eindruck machen kann. Auf der anderen Seite will ich aber nicht, dass meine Kollegen denken, dass ich plötzlich abdrehe.«

Während über die Größe des SUV diskutiert wird, wende ich mich verwundert dem Grill zu. *Warum ist es in dieser Gesellschaft so wichtig, welches Auto man fährt?*, frage ich mich und verteile die Kohlen zu einem glühenden Teppich. Eine drückende Hitzewelle steigt zu mir auf und entlockt meiner Stirn einen ersten Schweißtropfen. *Autokauf hin oder her – wie bekomme ich jetzt diese Nahrungsberge auf den kleinen Rost?*

Es fühlt sich ein wenig an wie Tetris: Die eingelegten viereckigen müssen irgendwie mit den langen vegetarischen angeordnet werden. *Passt*. Als nächstes folgt ein kantiger Schenkel, den ich noch gerade so in eine Lücke schieben kann. In meinem Hinterkopf vernehme ich die polyphone Tetris-Melodie aus meinem alten Gameboy. Doch sie wird immer schneller. Ein blutiges T-Förmiges erscheint. *Oh nein, wohin damit?* Ich versuche es in die letzte Lücke zu manövrieren. Erfolglos. Es verkeilt sich und blockiert die Reihe für den nächsten Stein. Die *Ich-habe-*

verloren-Melodie ertönt. Spiel vorbei! Der Rest muss warten.

Ich greife nach meiner Serviette und tupfe mir die Stirn trocken. Als ich dabei unsere kleine Grillgemeinschaft erblicke, staune ich. Die Gesichter meiner Freunde sind vom weißen Schein ihrer Smartphones erhellt. Während Adam meiner Frau das Video einer Katze zeigt, scheint Marcel irgendwelche Ressourcen auf fremden Planeten abzubauen. Aus den Lautsprechern der anderen beiden Handys ertönt ein stetiger *Whatsapp*-Ton.

Das ist also aus unseren Grillabenden geworden?, frage ich mich enttäuscht.

Nachdenklich drehe ich mich um und wende die sorgfältig arrangierten Fleisch- und Tofustücke. Ein köstlicher Duft steigt dabei auf, doch er passiert meine Nase ohne weitere Beachtung. Zu versunken bin ich in die Frage, ob ich in die Welt hinter meinem Rücken gehöre. In eine Welt der Statussymbole, der schnelllebigen Kommunikation und der Katzensvideos. *Ich bin mir nicht sicher*, gestehe ich mir ein. *Denn ich habe eine Welt kennengelernt, in der ich glücklicher war.*

Vor anderthalb Jahren reiste ich gemeinsam mit Anke für drei Monate durch Neuseeland, Australien und Myanmar. Nur mit einem Rucksack zogen wir umher und waren dabei ganz in unserem Element.

In dieser Zeit wuchs ich an neuen Herausforderungen, lernte inspirierende Menschen kennen und erweiterte meinen Horizont. Eine unglaubliche Energie breitete sich in mir aus – ein Gefühl, als könnte ich die Welt verändern.

Ein unangenehmes Raucharoma reißt mich plötzlich zurück in meine Rolle als Grillmaster. *Mist, das riecht*

angebrannt, denke ich und rette eine verkohlte Tofuwurst an eine kühlere Stelle. *Gerade noch mal gut gegangen.*

Meine Aufmerksamkeit wandert wieder an den gedeckten Tisch. Die Smartphones sind zurück in ihre Schutztaschen gewandert und ihre Besitzer in heitere Gespräche vertieft. Sie scheinen meinen Blick zu spüren und schauen mich erwartungsvoll an.

»Robs, mit einer ordentlichen Wurst würdest du mich echt happy machen«, stimmt mein bester Freund Adam ein.

»Aha? Ich dachte, du hättest schon eine dicke Wurst?«, neckt Susanne ihn mit aufgesetzt pikiertem Blick, und alle müssen herzlich loslachen.

Auch ich stimme in das Lachkonzert mit ein. *Eigentlich habe ich euch ja unglaublich gerne*, fühle ich unvermittelt und schaue in ihre vertrauten Gesichter. *Was haben wir nicht schon alles gemeinsam erlebt? Und doch bleibt die Frage: Gehöre ich wirklich hierher?*

Im Juni 2013, Obertshausen

Anke

Ich werde langsam wach und öffne meine Augen. Um mich herum ist es dunkel. Nur ein schmaler Sonnenstreifen lugt durch den Rollladen. *Es ist Sonntag*, realisiere ich erleichtert. Ich drehe mich zu Robs um und kuschele mich an seinen warmen Rücken. Er brummt leise und greift nach meiner Hand.

Meine ungeduldige Blase schafft es, diesen schönen Moment zu stören. *Ich muss mal*. Doch ich widerstehe diesem Drang und bleibe liegen.

Nach drei Minuten gebe ich mich dann doch geschlagen. Mühsam blättere ich mich aus der Bettdecke und schleiche leise aus dem Schlafzimmer. Im Flur blendet mich das helle Sonnenlicht. Ich torkele weiter ins Bad. Schemenhaft erkenne ich dort eine sorgsam vorbereitete Packung. *Ach ja*, fällt es mir wieder ein.

Mein Urin sammelt sich im Schnapsglas zwischen meinen Beinen. Die junge Frau von der Packung beobachtet mich dabei. *Sie sieht ziemlich doof aus mit ihrem übertriebenen Strahlen*, denke ich genervt und schaue zur Seite.

Meine Blase ist irgendwann leer, das Glas bis obenhin voll.

Ich ziehe den Test aus der Packung und öffne die dicke, silberne Hülle. Die Anweisung kenne ich mittlerweile auswendig: Ein Balken bedeutet gültig, zwei Balken schwanger.

Vorsichtig tunke ich den Teststreifen ins Glas und schaue zu, wie er sich langsam vollsaugt. Der erste blaue Balken erscheint.

Gültig.

Ich ziehe den Streifen wieder heraus und warte. Zwei Minuten hat der nächste Balken Zeit, um zu erscheinen.

Noch ist nichts zu erkennen.

Ich sehe mich bereits mit einem wunderschönen Schreihals durch die Wohnung stolzieren.

Ist da nicht ein ganz leichter Balken?

Ich fixiere den Streifen.

Nein, da ist nichts.

Als Erzieherin dürfte ich nicht mehr arbeiten und könnte ab morgen einfach zu Hause bleiben.

Noch eine Minute.

Ich lächele den Streifen hoffnungsvoll an.

Nichts.

Ich fühle mich machtlos.

Noch 40 Sekunden.

Die Frau auf der Packung strahlt mich noch immer an.
Sie landet im Müll.

30 Sekunden.

Ich bin das Warten leid und stehe auf. Der Urin verabschiedet sich in der Toilette. Ich schaue in den Spiegel und streichle mir probenhalber über den Bauch. Er fühlt sich leer an.

8 Sekunden.

Jetzt ändert sich auch nichts mehr, denke ich sauer und werfe den Test in den Müll.

Ein großer Schluck Kaffee landet auf der Tischdecke. Genervt stelle ich die halbvolle Tasse zur Seite und wende mich an Robs: »Ich mag einfach nicht mehr warten.«

»Was sollen wir denn sonst machen, meine Süße?«, fragt er liebevoll, platziert den überfüllten Brötchenkorb auf dem Tisch und nimmt mir gegenüber Platz. »Wir wollen doch ein Kind, oder?«

»Natürlich wollen wir das, aber es klappt einfach nicht«, gebe ich entmutigt zurück. »Wir hangeln uns von Monat zu Monat und können gar nichts mehr planen. Selbst für unseren Sommerurlaub haben wir noch keine Idee.«

Seufzend stimmt er mir zu und schmiert sich Butter auf sein Croissant. Ich folge seinem Beispiel und beiße anschließend in das luftige Gebäck. Doch mir fehlt der Appetit, um es genießen zu können. *In meiner Vorstellung war das Schwangerwerden immer so einfach,* denke ich deprimiert.

Schweigend essen wir weiter, bis Robs die Stille unterbricht: »Weißt du was? Wir sollten uns von der Schwangerschaft nicht mehr abhängig machen.«

Überrascht sehe ich ihn an. »Wie meinst du das?«

»Lass uns einfach so tun, als würden wir es nicht mehr versuchen.«

Den Gedanken ans Schwangerwerden einfach beiseite schieben?, frage ich mich verduzt. Doch ich bin neugierig geworden und sehe Robs auffordernd an.

»Für den Sommer buchen wir jetzt einfach eine Reise«, fährt er fort. »Und falls es bis dahin doch klappen sollte, stornieren wir eben.«

Ich fühle mich kurz überrumpelt, doch dann gefällt mir die Idee. »Finde ich gut. Reisen wir diesen Sommer!« Allein der Gedanke daran lässt meine Stimmung steigen. »Wo würdest du denn gerne hin? Italien?« Ich sehe uns bereits in einer süßen Pizzeria am Meer sitzen, die Füße im warmen Sand vergraben.

Doch Robs hat andere Pläne. »Ich würde am liebsten in den Norden von Thailand. Davon haben auf der letzten Reise doch alle so geschwärmt.«

»Du willst nach Asien?«, unterbreche ich ihn entgeistert.

»Ja! Wir könnten in Chiang Mai beginnen und dann über den Mekong weiter nach Laos reisen.«

Ich denke einen Moment über seinen unerwarteten Vorschlag nach. Lachende Kinder, orangefarbene Mönche und zahnlose Greise tauchen plötzlich vor meinem inneren Auge auf. Dazu gesellen sich fremdartige Speisen, traumhafte Landschaften und goldene Tempel. »Okay, aber wenn wir schon nach Asien fliegen, dann bitte richtig«,

entscheide ich. »Bei dieser Entfernung müssten wir auf jeden Fall ein paar Wochen bleiben, damit es sich lohnt.«

»Hab ich auch kein Problem mit«, antwortet Robs strahlend. »Von mir aus können wir auch gleich für mehrere Monate reisen.« Sein Grinsen verrät mir, dass er es ernst meint.

Ein Kribbeln breitet sich plötzlich in meinem Bauch aus. Ich kenne dieses Gefühl. Es ist Fernweh. *Diese unheilbare Krankheit, von der man nicht mehr loskommt.*

Robs betrachtet gebannt die Weltkarte, die über unserem Küchentisch hängt. Ich folge seinem Blick und entdecke Thailand, an dessen Grenzen sich Laos und Kambodscha schmiegen. *Faszinierende, fremde Länder, die ich schon immer bereisen wollte.*

»Und was machen wir mit der Arbeit?«, unterbricht Robs meine Gedanken.

»Die Arbeit? Glücklicherweise macht sie uns beide gerade nicht, oder?«, antworte ich abwesend, während mein Blick weiter über die Karte fliegt.

»Nein, ich hatte ja eh schon überlegt, zu wechseln.« Er denkt einen Moment nach. »Die Vorstellung, zu kündigen, fühlt sich sehr befreiend an. Softwareentwickler und Erzieherinnen werden bestimmt auch weiterhin gesucht.«

Ich lächle zustimmend und nippe an meinem Kaffee. »Haben wir eigentlich genug Geld zum Reisen?«, fällt es mir plötzlich ein.

»Ja, wir sollten so um die 20.000 Euro gespart haben. Für Asien reicht das dicke!«

»So viel? Worauf warten wir dann noch?« Mich hat die Reiselust endgültig gepackt, und ich würde am liebsten sofort unsere großen Rucksäcke aus dem Keller holen.

»Und was machen wir mit der Wohnung?«, bremst Robs meine Euphorie jedoch.

»Ich hänge nicht an ihr«, gebe ich zu. Nach fast fünf Jahren habe ich gegen einen Tapetenwechsel nichts einzuwenden.

»Die Frage ist dann nur: Wohin mit unseren Sachen?«

»Ach, keine Sorge. Meine Eltern haben ein großes Haus, da findet sich bestimmt noch irgendwo Platz«, wische ich seinen Einspruch schnell beiseite.

»Also kündigen wir einfach alles und reisen!?«

Es klingt nicht wie eine Frage, sondern wie eine längst beschlossene Sache. Das Strahlen seiner Augen bestätigt meine Annahme.

Im Oktober 2013, Langen

Robs

Ein Hauch von Abenteuer liegt in der Luft. Längst vergessene Geschichten suchen ihren Weg zurück in die Gegenwart. Kleine Schätze warten darauf, entdeckt zu werden.

Diese Gedanken fliegen normalerweise durch meinen Kopf, wenn ich an Flohmärkte denke. Doch an diesem Samstagmorgen sind es praktische Beweggründe, die uns nach Langen bringen: Unsere Wohnung ist gekündigt und damit auch unser Keller. Nur mit dem Allernötigsten ziehen wir nächste Woche ins Dachgeschoss meiner Schwiegereltern. *Und ein paar Tage später hinaus in die Welt.*

Während Anke unseren langen Tapeziertisch aufbaut, wuchte ich unzählige Pappkartons aus dem Auto und

stapele sie neben ihr. *Wie konnten wir nur so viel Zeug anhäufen?*, frage ich mich bei diesem Anblick und bin gleichzeitig froh, dass wir uns endlich darum kümmern.

Ich wende mich der obersten Kiste zu und entreiße ihr voller Elan das braune Klebeband. Meine alten Arbeitshemden kommen zum Vorschein. Ich greife nach einer blau-schimmernden Krawatte, deren Seide sich kühl durch meine Finger windet.

»Die brauche ich jetzt nicht mehr«, stelle ich mit gemischten Gefühlen fest.

»Nein, diese Fessel bist du erst mal los«, entgegnet Anke.

»Und das war eine der leichteren«, entfährt es mir ein wenig genervt.

»Die ganzen Verträge loszuwerden, ist schwieriger, hm?«, errät sie meine Gedanken.

»Oh ja! Wenn ich überlege, wie viel Aufwand es war, alles mit der Krankenkasse zu klären und die Rentenversicherung stillzulegen. Und jetzt kommen noch die Verträge aus der Wohnung dran.«

»Ist das noch so viel?«, fragt sie, während sie ein paar Dekogläser auf dem Tisch arrangiert.

»Naja, GEZ, Strom und Internet. Ich hoffe echt, dass uns 1&1 vorzeitig aus dem Vertrag rauslässt. Und um die Handyverträge muss ich mich auch noch kümmern«, fällt es mir dabei ein.

»Ist gar nicht so einfach, das eigene Leben aufzugeben, was? Aber komm, ich... Was macht der denn da?«

Ein Fremder reißt einen unserer Kartons auf und kramt ganz selbstverständlich darin herum. Ich schaue ihn entgeistert an, während er meinen gelben Lamborghini-Modellwagen herausfischt und fragt »Wie viel?«. Nur mit

Mühe gelingt es mir, ihn in seine Schranken zu weisen und wieder Herr der Situation zu werden.

Und Herr über mein eigenes Leben, realisiere ich zufrieden. Während des letzten Jahres befand ich mich in einer Art Warteschlange und kam einfach nie an die Reihe. Doch jetzt übernehme ich endlich wieder selbst die Kontrolle: Ich beschaffe Visa, buche Flüge und kümmere mich um unsere Ausstattung. Und unser eigener Reiseblog ist ebenfalls eingerichtet.

Während die ersten Sonnenstrahlen über den Horizont klettern, schiebt eine junge Frau ihren Kinderwagen an unseren Tisch heran. Freudig greift sie nach einem Rauchmelder, den wir bis zuletzt nicht an unserer Flurdecke festgeschraubt haben.

»Guten Morgen! Kann ich den mal testen?«, fragt sie und drückt auf den Plastikknopf. Ein schriller Ton lässt uns zusammenfahren und zieht für wenige Sekunden die Aufmerksamkeit des gesamten Platzes auf uns.

»Funktioniert«, urteilt Anke und wir müssen laut lachen.

»Warum verkauft ihr denn so viele schöne Sachen?«, fragt die junge Mutter und betrachtet interessiert unseren Stand.

»Wir haben unsere Wohnung gekündigt, da wir für ein Jahr auf Reise gehen«, antworte ich ein wenig stolz.

»Wow!« Anerkennend hebt sie die Augenbrauen. »Wohin geht's denn?«

»Zuerst nach Indien«, höre ich Anke sagen, und ihre Augen strahlen dabei. Sie wollte schon immer in dieses exotische Land, und es ist schön, ihr diesen Traum erfüllen zu können.

»Dann wollen wir weiter nach Südostasien«, fahre ich fort. »Also Thailand, Laos, Kambodscha und Vietnam. Ansonsten steht noch Indonesien auf dem Programm, aber wir wollen uns auf der Reise auch etwas treiben lassen.«

»Nicht schlecht, das würde ich auch gerne mal machen«, sagt sie und schaut verlegen auf ihr Baby. »Aber was macht ihr mit euren Jobs?«

»Die haben wir gekündigt«, antwortet Anke.

»Gekündigt? Ist das nicht unvernünftig? Ich meine, dann habt ihr doch eine Lücke im Lebenslauf!?«

»Ja, das macht mir auch noch ein wenig zu schaffen«, gebe ich ehrlich zu. »Aber es fühlt sich gut an. Irgendwie befreiend.«

»Mir wäre das zu unsicher«, antwortet sie offen. »Aber wie wollt ihr dann Geld verdienen, wenn ich fragen darf?«

»Erst mal reisen wir von unserem Ersparnen«, erkläre ich. »Aber vielleicht finden wir auch unterwegs etwas. Ich könnte mir zum Beispiel vorstellen, zwischendurch auf einer vietnamesischen Reisfarm zu arbeiten. Wir schließen es auch nicht aus, auf der Reise irgendwo hängen zu bleiben, eine längerfristige Stelle anzunehmen und unseren Rückflug in einem Jahr verfallen zu lassen.«

»Nachwuchs kommt für euch nicht in Frage?«, äußert sie und schiebt den Kinderwagen rhythmisch vor und zurück.

Ich spüre einen kurzen Stich im Bauch. »Ja, doch. Das wäre ein Grund, früher zurückzukehren«, gebe ich offen zu.

»Das ist echt mutig von euch. Ich könnte das nicht, aber ich wünsche euch viel Erfolg und eine gute Reise!«

Während sie ihr Baby zum Nachbarstand schiebt, denke ich über ihre letzten Worte nach. *Finde ich uns mutig?*

Nein, eigentlich nicht. Es fühlt sich einfach nach dem nächsten, logischen Schritt an.

Incredible India

Indien

»Sei du selbst die Veränderung,
die du dir wünschst für diese Welt«

(Mahatma Gandhi)

3. November 2013, Delhi

Robs

Es ist später Nachmittag, als wir Delhi aus der Luft entdecken. Nach und nach erkennen wir mehrstöckige Häuser, die aus einem dichten Nebel auftauchen. Kleine Wellblechhütten erscheinen dahinter und zeigen uns ihre rostigen Dächer. Das Flugzeug neigt sich zu einer Linkskurve, sodass ich durch unser Fenster gen Westen direkt in die Sonne schauen kann. Wie eine schwache Glühbirne scheint sie durch eine trübe Wolke. Erst in diesem Moment realisiere ich: *Das ist Smog!* Ich habe zwar gelesen, dass Delhi stark davon betroffen ist, aber der Anblick hinterlässt ein verstörendes Gefühl. Die Stadt wirkt, als wäre sie unter einer milchigen Glocke eingesperrt.

Nach einer weichen Landung passieren wir erfolgreich die Passkontrolle, an der sich niemand mehr für unseren Ausreiseflug interessiert. Wir schultern unsere Rucksäcke, laufen durch den Zoll und erblicken dahinter ein weißes Pappschild mit der Aufschrift *Mr. Robert, Hotel Tak*. Ich bin überglücklich, dass der Abholservice des Hotels funktioniert und wir jetzt keinen Transfer mehr organisieren müssen.

Das hätte sonst auch ganz schön schwierig werden können, resümiere ich das Gespräch mit einer Inderin am Gepäckband. Freundlicherweise hat sie uns vor einer fiesen Falle gewarnt, in die Touristen tagtäglich hineintappen. Noch einmal laufen ihre Schilderungen vor meinem geistigen Auge ab, als wäre es ein Gangsterfilm aus den siebziger Jahren:

Ich sehe einen indischen Taxifahrer, der vor dem Flughafen in seinem dunklen Wagen wartet. Ein ahnungsloser Reisender sinkt auf die Rückbank und gibt den Namen seines reservierten Hotels durch. Mit ernster Miene antwortet der Fahrer, das Hotel sei voll, geschlossen oder abgebrannt. Auch auf Drängen weigert er sich, den Reisenden dorthin zu fahren. Stattdessen wählt er die Nummer des vermeintlichen Rezeptionisten, der die Lüge des Fahrers bestätigt. Der verzweifelte Reisende weiß nicht weiter, doch der Fahrer kann helfen und bringt ihn in eine gefälschte Touristen-Info. Als Alternative wird ihm dort ein Hotelzimmer für mehrere hundert Euro angeboten oder eine ebenfalls überteuerte Bahnfahrt in eine andere Stadt.

Wir werden später viele Reisende treffen, die selbst Opfer dieser sogenannten Taxi-Mafia geworden sind.

Zum Glück bleibt uns dieses Schicksal erspart und so laufen wir erschöpft unserem vertrauenswürdigen Fahrer ins angrenzende Parkhaus hinterher. Der zweckmäßige Betonbau wird von vereinzelt Leuchtstoffröhren erhellt, die ein fahles Licht spenden. *Die Sonne ist bereits untergegangen*, bemerke ich überrascht. *Draußen ist es stockdunkel.*

Plötzlich reißt uns ein lauter Knall aus unserer Müdigkeit. Wir denken erst an einen Schuss, sehen dann aber ein paar Jugendliche, die an ihren Böllern zündeln. *Feuerwerk im Parkhaus? Was soll das denn?* Verwirrt steigen wir in den Wagen und ahnen noch nicht, welche Explosivität an diesem Abend in Delhi steckt.

Unser Fahrer verlässt das Parkhaus und drängt sich in den Linksverkehr. *Hier ist alles anders als in Deutschland*, wird mir schnell bewusst. Erstaunt beobachten wir ein Chaos aus kreuz und quer fahrenden Autos, Tuktuks und Fahrrädern. Sie weichen dem Müll aus, der über die Straße verstreut liegt oder am Wegrand zu einer giftigen Rauchwolke verfeuert wird. Der Geruch von verbranntem Plastik steigt in meine Nase, und ich fühle, wie sich mein Innerstes zusammenzieht.

Anke schaut mich entsetzt an. »Das ist bestimmt nicht gesund, oder?«

Ich antworte mit einem Kopfschütteln und frage mich kurz, ob wir in diesem Land nicht krank werden.

Als wir an einer Ampel halten, kommt ein bettelndes Mädchen mit weit geöffneten Augen auf uns zu. Ihr mitleidiger Blick trifft mich direkt ins Herz. Ich will sie einfach in den Arm nehmen, sie waschen, ihr Geborgenheit bieten. *Warum muss das arme Ding in diesen giftigen Abgasen leben und verzweifelt durch kalte Autofenster schauen?*

Doch laut unserem Reiseführer soll ich ihr kein Geld geben, denn sonst würden ihre Eltern sie vermutlich weiterhin auf die Straße schicken – anstatt in die Schule.

Ich bin froh, als sich das Auto wieder in Bewegung setzt. Mein Blick wandert zu den Häusern, die sich neben der Straße aneinander reihen. Sie sind mit Lichterketten geschmückt und erstrahlen in den buntesten Farben. In den Fenstern flackern Kerzen um die Wette. In Indien wird ab heute *Diwali* gefeiert, das Lichterfest, wie wir im Reiseführer gelesen haben. *Es sieht ein wenig aus wie in Deutschland zur Adventszeit*, denke ich versöhnlich und strahle Anke an. »Schön, dass wir diesen Feiertag miterleben können, oder?«

Sie nickt. »Was wird eigentlich gefeiert?«

Ich habe keine Ahnung und frage bei unserem Fahrer nach, der uns in gebrochenem Englisch den Hintergrund aus einem Helden-Epos namens *Ramayana* erklärt. Er handelt von Prinz Rama, der die schöne Sita zur Frau nahm. Diese wurde jedoch von einem Dämon nach Sri Lanka entführt, sodass Rama in eine große Schlacht zog. Er besiegte den Dämon und brachte seine Frau in einer dunklen Nacht nach Indien zurück. Ihr Heimweg wurde dabei von zahlreichen Öllampen erleuchtet, nach deren Vorbild heute das Lichterfest gefeiert wird.

Wir danken unserem Fahrer für seine Erzählung, mit der die Fahrt sehr schnell vergangen ist. Er biegt bereits in unsere Zielstraße ab, den *Main Bazar*.

Schlagartig ist es voll. Bunt. Laut. Menschen drängen sich eng an unserem Auto vorbei. Wir kommen nur noch im Schneckentempo voran. Überladene Tuktuks versuchen, einen Weg durch die Massen zu finden. Hunde rennen kläffend umher. Händler stehen schreiend hinter

ihren Ständen. Es riecht nach Gewürzen, nach unbekanntem Essen.

Plötzlich hämmern mehrere Inder mit ihren Fäusten an unser Fenster. Sie rufen »*Happy diwali!*« und verschwinden tanzend zurück in dieser organischen, bunten Masse. Eine Kuh schaut kauend durch unsere Windschutzscheibe. Unser Wagen bleibt vor ihr stehen. Frauen in hübschen Saris werfen uns neugierige Blicke zu. *Diese Farben!* Neben uns wird eine Rakete gezündet. Ein Blitz erhellt die Umgebung, und die Explosion schallt laut in der engen Häuserschlucht.

Wo sind wir hier?

Hallo Kulturschock!

Irgendwie gelingt es unserem Fahrer, in dieser unbeschreiblichen Masse langsam vorwärts zu rollen. Dann hält er unerwartet an, zeigt in eine menschenleere Seitengasse und ruft »Wir sind da!«. Wir steigen aus unserem sicheren Gefährt hinaus in den Wahnsinn. Ich ziehe den Rucksack auf und gebe dem Fahrer 100 Rupien Trinkgeld, die er undankbar annimmt. *War wohl zu wenig? Sollte ein Euro hier nicht viel wert sein? Egal, einfach ins Hotel.*

Über eine Schotterpiste stolpern wir immer geradeaus. Die Straßenlaternen tauchen alles in ein fahles Licht. Am Boden liegen Zeitungen verstreut, ein Autoreifen gammelt vor sich hin. Am Ende der Gasse erblicke ich tatsächlich den Namen unseres Hotels. *Wir sind am Ziel!*

An der Rezeption werden wir mit einem freundlichen »*Happy diwali*« und einem rostigen Schlüssel empfangen. Lachend schließen wir damit ein billiges Vorhängeschloss auf, das vor der Tür unseres Zimmers baumelt. *Sehr sicher wirkt das nicht gerade*, denke ich und trete erschöpft ein. Im Inneren erwartet uns das dreckigste Loch, das ich je

gesehen habe. Das Doppelstockbett wirkt frisch bezogen, doch der Stoff ist übersät von gelblichen Flecken. Beim Blick ins Bad frage ich mich, ob wir nach dem Duschen nicht schmutziger sein werden als vorher. Herumlaufen ohne Flipflops ist undenkbar, ebenso das Ablegen von Gegenständen auf den schmierigen Möbeln. Ich versuche nach draußen zu sehen, doch die Fensterscheibe ist mit einem ölig-staubigen Film überzogen. *So sieht also ein indisches Mittelklassezimmer aus? Daran muss ich mich erst noch gewöhnen!*

Mein Magen knurrt unterdessen um Aufmerksamkeit. Der Hühnerreis aus dem Flugzeug ist bereits verdaut, und so zieht es uns in das hauseigene Restaurant. *Mal sehen, ob die Küche einen besseren Eindruck hinterlässt als das Zimmer*, denke ich skeptisch.

Wir betreten die Dachterrasse und werden positiv überrascht: Vor uns breitet sich ein kleiner, ansprechender Platz aus. Fünf metallene Bistrotische warten mit jeweils zwei kleinen Stühlen auf Gäste. Erschlagen setzen wir uns direkt ans Geländer und lassen unsere Blicke schweifen. Unter uns erstreckt sich der Schotterweg, auf dem ein Junge gerade Frittiertes aus seinem Wok verkauft. Hinter einer hohen Mauer erblicken wir den Hof einer Koranschule, wo eine Horde Jungs – alle mit weißer Mütze geschmückt – gerade eine Gebetszeremonie einstudiert. Sie winken mir freudig zu, als sie meinen neugierigen Blick erhaschen.

Ich erschrecke, als plötzlich ein lautes Zischen vom Nachbardach zu hören ist. Funken tanzen wild umher, und drei Kinder springen mit einem herzhaften Schrei in Sicherheit. Ihre Mutter, die von Kopf bis Fuß in elegante Seide gehüllt ist, lehnt am Geländer und macht lachend ein

Foto mit dem Handy. Hinter ihr sehe ich den Nachthimmel, der von Feuerwerk erleuchtet wird. Raketen steigen in die Luft und explodieren pausenlos in schönsten Formen und Farben. Es ist erst zwanzig Uhr, und die Inder scheinen gerade in Gang zu kommen, denn es wird lauter und lauter. Fasziniert sitzen Anke und ich an unserem runden Bistrotisch, während vor uns eine Kulisse tobt wie in deutschen Großstädten an Silvester um Mitternacht.

Zwei Schälchen Linsencurry und eine große Portion Reis landen schließlich auf unserem Tisch. *Schmeckt okay*, finde ich. *Aber bei diesem Spektakel kann ich mich sowieso nicht darauf konzentrieren*. Auch Anke probiert nur hin und wieder einen Löffel – viel zu sehr ist sie in das Schauspiel um uns herum vertieft.

Nach dem Essen fühlen wir, wie unsere Kräfte zurückkehren. Ich beschließe, einen kurzen Eintrag für unseren Reiseblog zu schreiben, damit unsere Freunde und Verwandten wissen, dass wir gut gelandet sind. *Ob sie sich Sorgen machen, wenn sie von unserem Vorfall am Flughafen Colombo lesen?*

Als der Blogbeitrag endlich veröffentlicht ist, frage ich Anke aufgekratzt, ob wir uns nicht noch einmal ins Getümmel werfen wollen.

»Wofür? Von hier oben sieht man doch alles prächtig«, antwortet sie gedankenverloren.

»Ich würde den Main Bazar gerne nochmal von Nahem sehen und ein paar Fotos von diesem rauschenden Fest schießen!«

»Dir zuliebe«, gibt Anke schließlich nach.

Der schmale Weg vor dem Hotel ist menschenleer, bis auf den Jungen, der noch immer hinter seinem Wok steht. »*Aloo! Aloo!*«, ruft er lautstark in unsere Richtung. Im

Vorbeigehen werfe ich einen Blick in sein gusseisernes Gefäß. Frittierte Kartoffeln lachen mich daraus an. *Sie sehen besser aus als unser Curry*, denke ich erstaunt, traue mich aber dennoch nicht, eine zu probieren. *Mein Magen wird es mir hoffentlich danken.*

Die Hauptstraße ist seit unserer Ankunft deutlich leerer geworden. Ich erkenne Geschäfte, die vom Dach bis zum Erdgeschoss mit Lichterketten überzogen sind. Es wird überall gezündelt. Die Explosionen von Böllern ertönen wie entfernte Raketeneinschläge. Ich habe zum Glück nie einen Krieg miterleben müssen, dennoch fühle ich mich wie in einer tobenden Schlacht.

Plötzlich spüre ich, dass neben uns etwas passiert. Ein paar Inder rennen fluchtartig davon. Ein Schrei ertönt. Wie in Zeitlupe sehe ich den Grund über den staubigen Boden rollen: ein riesiger Böller. Er explodiert mit einer unglaublichen Wucht. Die Lautstärke zerreißt mich...

Und dann höre ich nichts mehr.

Totale Stille.

Es folgt ein schrilles Pfeifen.

Nur langsam kehren die Geräusche zurück, erst dumpf, dann immer klarer.

Es ist genau wie in einem Computerspiel, wenn eine Handgranate direkt neben mir einschlägt, denke ich fasziniert. *Nur in echt! Es ist unglaublich!*

Ich schaue Anke an. »Wir haben genug gesehen, oder?«

Sie nickt und zeigt in die Richtung unseres Hotels. Gedämpft höre ich ihre Antwort: »Ja, zurück zur Dachterrasse!«

Von dieser beobachten wir das Schauspiel aus sicherer Entfernung. Wir lachen über diesen skurrilen ersten Abend, den wir nicht greifen oder in Worte fassen können.

Unser Gehör haben wir wieder, aber dafür sind wir sprachlos. Überfordert. Erschlagen. Und glücklich. Glücklich, wieder auf Reisen zu sein. Eine besondere Emotion macht sich in mir breit. Ich fühle mich auf eine Weise lebendig, wie ich es zu Hause nicht sein kann. Ich schaue zu Anke hinüber. Das Feuerwerk spiegelt sich in ihren Augen. Sie sieht erschöpft und erfüllt zugleich aus. Ein Lächeln steht in ihrem Gesicht, als fühle sie dasselbe wie ich. Bis weit nach Mitternacht sitzen wir hier – und staunen. *Incredible India!*

Gegen ein Uhr nachts lässt das Feuerwerk langsam nach und wir schleichen uns todmüde in unser Zimmer. Das Einschlafen fällt schwer. Die Kinder vom Nachbardach haben scheinbar noch eine Tüte mit Böllern gefunden. Jeder Knall kommt gefühlt aus unserem Badezimmer und lässt uns immerzu unter unserem Moskitonetz hochfahren.

Zudem vernehmen wir ein aufreibendes Tappeln und Rascheln, das vom Außenteil der Klimaanlage nach Innen dringt.

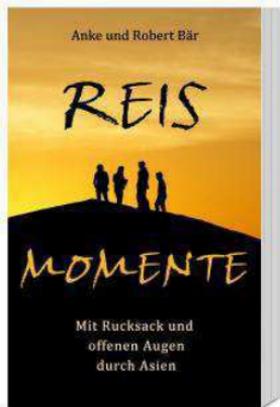
»Das sind bestimmt Ratten, oder?«, brummt Anke gequält aus ihrem Schlafsack.

»Ja, klingt so. Zum Glück können sie uns durch das dreckige Fenster nicht sehen«, flüstere ich zurück, bevor ich endlich einschlafe.

4. November 2013, Delhi – Agra

Anke

Müde schlage ich die Augen auf. Ich schaue mich um und erkenne das dreckige Zimmer wieder. Es ist stickig hier drinnen. *Ach ja, Indien*, fällt es mir wieder ein. Ich



Reismomente: Mit Rucksack und offenen Augen durch Asien

Als Taschenbuch und eBook verfügbar unter

www.reisefiebaer.de

sowie über Amazon und im Buchhandel